

Familiennamen eingedeutscht wurden⁹⁾. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: sie waren vereinzelt und wurden daher als fremdartig empfunden, so daß sie im eindeutig deutschen Sprachbereich einfach aufgesaugt worden sind. In Ödenburg war das nicht anders. Die Eindeutschungen madjarischer Familiennamen geben daher nicht die ersehnte Gelegenheit, den deutschen Volkstumsanteil in Westungarn herabzudrücken. Sie legen im Gegenteil Zeugnis davon ab, daß vereinzelte madjarische Zuwanderer im deutschen Volkstumsbereich aufgesogen worden sind und daß es sich in solchen Orten um Städte mit damals wenigstens eindeutig deutschem Charakter gehandelt hat. Ich weise an dieser Stelle auf diese Fragen deswegen hin, um zu zeigen, daß die Erforschung der Städte im Karpatenbecken auch von der Bewältigung familien- und bevölkerungskundlicher Vorarbeiten abhängt, daß der Historiker gerade auch genealogischen und bestimmten biologischen Fragen der mittelalterlichen deutschen Stadt des Südostens Rechnung tragen muß, wenn er die Wirklichkeit konkret begreifen will.

München.

FRITZ VALJAVEC.

Zu der Entstehung des Alphabets und der Literatursprache bei den Slawen.

Das neue Buch I. OHIJENKOS¹⁾ (besprochen von M. HOCIJ, SODF, 1938, 4, S. 842/3) bietet eine gute und aner kennenswerte Popularisierung einer der Grundfragen der slawischen Philologie. Gleichzeitig ist das Buch der IV. Band der umfangreichen „Geschichte der kirchenslawischen Sprache“ des Verfassers, die 12 Bände umfassen soll und von der schon 5 andere Bände erschienen sind. Das Buch ist also auch ein wissenschaftliches Werk, wenn es auch durch seine leicht faßliche Darstellung einem slawistisch ungebildeten Leser zugänglich sein kann und auch für Studenten durchaus geeignet ist.

Den Inhalt des Buches kennzeichnen wir hier nur kurz, da der Leser sich aus der genannten Besprechung Hocijs nähere Auskunft holen kann. Das Buch zerfällt in 5 Teile. Im ersten Teil legt der Verf. seine Ansichten über die Geschichte des Alphabets dar und in aller Kürze (da diese Fragen in den beiden ersten Bänden der „Geschichte“ ausführlich behandelt worden sind) die Geschichte der Entstehung des slawischen Alphabets (S. 8—79). Der zweite Teil bietet die Geschichte der glagolitischen Schrift (80—171). Der dritte Teil ist der Geschichte der zyrillischen Schrift gewidmet (172—203). Der vierte handelt von dem bekannten Bericht des Mönchs CHRABR über die slawische Schrift (204—233). Der letzte Teil ist der Entstehung der slawischen Literatursprache gewidmet und behandelt vorwiegend die verhängnisvolle Frage nach der „Urheimat“ des Altkirchenslawischen (234—290). Dem Buche ist nur ein Personen- und Sachregister beigegeben, das Wortverzeichnis fehlt leider. Der Vorzug des Buches, der es für pädagogische Zwecke besonders geeignet macht, ist die große Anzahl der Abbildungen: vor allem der Schriftproben und der Aufnahmen der kirchenslawischen Texte. Der Inhalt des Buches entspricht ungefähr, wie aus dem obigen Überblick leicht zu ersehen ist, der klassischen „Entstehungsgeschichte der kirchenslawischen

⁹⁾ Hinweis EDITH HOFFMANNs, Preßburg im Mittelalter: SODF III (1938), 283 ff.

¹⁾ I. OHIJENKO, Povstannja azbuky i literaturnoji movy v slovjan, Žovkva 1938 (auf dem Titelblatt dagegen 1937!), 300 S. mit 75 Abbildungen.

Sprache“ von V. JAGIĆ (² 1913), die natürlich zur Zeit schon in manchem Punkte veraltet ist. Das Buch Ohienkos wird sicherlich eine besonders freundliche Aufnahme bei dem des Deutschen unkundigen ukrainischen Studenten und Leser finden und den verdienten Erfolg möchte man ihm aufrichtig wünschen.

Das Buch ist aber keinesfalls ein bloßer Bericht von den Forschungsergebnissen der anderen, und man könnte von einem Gelehrten, der die Geschichte des Altkirchenslawischen zu den Hauptgebieten seiner wissenschaftlichen Arbeit zählt, auch kaum erwarten, daß er seine eigenen Meinungen bei der Darstellung dieses Gebietes verschweigt. Prof. Ohienko hat seine Ansicht über das Alter und den Ursprung des glagolitischen Alphabets schon wiederholt ausgesprochen und versucht auch hier diese Ansicht, sogar ziemlich breit, zu entwickeln. Mit dieser Ansicht hängt auch die Frage nach der „Urheimat“ des Kirchenslawischen, wie auch manche anderen Fragen, zusammen. Seine Ansicht versucht nun der Verf. in seinem Buche darzustellen und zu begründen. Man darf seine Ansichten und die Argumente, mit denen er diese Ansicht zu erhärten versucht, nicht ohne Beachtung lassen, ich befürchte aber, das Urteil über die Theorie des Verfassers wird nicht weniger ablehnend sein müssen, wie das Urteil etwa des besten Kenners der glagolitischen Paläographie Prof. J. VAJS in Prag gewesen ist. Ich möchte hier, wenn auch in aller Kürze, meine Zweifel an der Beweisführung des Verf. zum Ausdruck bringen. Der Verf. verspricht uns weitere Veröffentlichungen zu dieser schwerwiegenden und lange nicht endgültig geklärten Frage, und er wird vielleicht die Gelegenheit finden, die unten vorgebrachten Zweifel zu beseitigen oder mindestens abzuschwächen.

Die Ansicht des Verf. ist eine „russische“ (oder besser „reussische“, denn es handelt sich bei ihm um das alte Gebiet der Ukraine, um „Ruś“) Theorie über den Ursprung der „glagolitischen Schrift“, der er größere Altertümlichkeit zuschreibt, als es gewöhnlich geschieht. Schon seine allgemeine Einleitung der Geschichte des Alphabets beschließt Ohienko mit einer Reihe Thesen, unter welchen eine ihm besonders geeignet zu sein scheint, seine „russische Theorie“ zu unterstützen: das ist die These 3 (S. 21): „Ein Alphabet wird nirgends von einem einzelnen Menschen erfunden —, es entsteht gewöhnlich nur im Prozeß einer jahrhundertelangen Entwicklung.“ Wäre diese These absolut richtig, so dürften wir wirklich die Erfindung der beiden slawischen Alphabete durch einen einzigen Menschen für unmöglich halten! Die These ist aber an sich falsch! Sie mag richtig sein, wenn es sich um die Entstehung eines Alphabets innerhalb einer Kultursphäre handelt, die die Schrift überhaupt noch nicht kennt; sie ist aber sicherlich überall dort falsch, wo man die Alphabete der anderen Sprachen kennt und entweder fremde Zeichen einfach für seine Sprache übernimmt, oder aber auch neue Zeichen auf Grund der Erfassung des Lautbestandes einer Sprache schafft. Stimmt die These des Verf. mit der Entstehung des armenischen und georgischen Alphabets? Paßt sie auf die Verwendung des lateinischen Alphabets auf die verschiedenen türkischen Sprachen in der kurzen Nachkriegszeit? Stimmt sie endlich mit dem vom Verf. selbst herangezogenen Beispiel, mit der Erfindung der Zeichen für die „Permsche“ (syrjänische) Sprache im 14. Jh. durch den HL. STEPHAN VON PERM? Der Verf. glaubt die Grundlage hier in den Steinmetzzeichen sehen zu dürfen (vgl. die Besitzzeichen der primitiven Völker, die „karby“ der Ukrainer, die „raboš“ der Südslawen usf.). Er bespricht auch, allerdings ohne dieses hoffnungslose Thema auffrischen zu wollen, die „slawischen Runen“ (vgl. die neuere Zusammenstellung bei L. NIEDERLE, II, 3, 2). Doch hat man bis jetzt unter den Besitzzeichen keine nachgewiesen, die mit den glagolitischen Zeichen größere Ähnlichkeit hätten (der Verf. erwähnt eine Arbeit von POŽIDAEV, die er aber nur aus einem Referat kennt, die Ar-

beit blieb bis jetzt unveröffentlicht, vgl. S. 100). So ist die Behauptung des Verf. in diesem Punkte unbegründet. Man darf aber weiter gehen und den Zweifel an der Möglichkeit der Entstehung eines Alphabets aus den Besitzzeichen aussprechen; denn jegliche Besitzzeichen, die den Lautwerten der Sprache keinesfalls zugeordnet sind, unterscheiden sich so grundsätzlich von einem Alphabet, daß jedes Suchen in dieser Richtung zwecklos ist! Würde man auch einzelne den glagolitischen ähnliche Besitzzeichen finden, so muß es sich hier um eine besonders auffällige Ähnlichkeit handeln: ein Kreuzchen, die Zeichen, wie die glagolitischen „š“ und „šč“, gehören zu den natürlichen geometrischen Gebilden. Nur falls man unter den alten Besitzzeichen wirklich einen großen Teil der Zeichen des glagolitischen Alphabets finden würde, könnte man an die Verbindung der „karby“ und der glagolitischen Buchstaben denken. Aber auch dann wäre die Verbindung zwischen den beiden Zeichenarten zu beweisen nicht leicht, ja beinahe unmöglich! Der Verf. glaubt an solche Verbindung nur deshalb, weil er an seine Grundthese glaubt, daß man eine lange „Vorgeschichte“ des glagolitischen Alphabets annehmen muß. Aber die logische Notwendigkeit, eine lange Vorgeschichte des glagolitischen Alphabets anzunehmen, besteht nicht. Die Grundthese des Verf. ist falsch. Diese soll für alle Entdeckungen gelten, und man sollte dann jeden zugedeckten Kochtopf für die Vorstufe der Lokomotive halten!

Der Verf. beschränkt sich allerdings nicht darauf, sich auf diese zweifelhafte These zu berufen, um das hohe Alter der slawischen Schrift zu beweisen. Er bringt eine Reihe konkreter Argumente, die seinen Standpunkt unterstützen sollen (diese Argumente hat der Verf. schon 1928 im 2. Bd. der Festschrift für M. HRUŠEVSKYJ, S. 156 ff., dargelegt).

Leider können diese Argumente — auch in ihrer Gesamtheit nichts beweisen. Eine Reihe Argumente sollen den Leser überzeugen, daß es die slawische Schrift geben mußte, auch wenn wir keine Zeugnisse davon hätten. Darf man aber wirklich glauben, daß: „eine jede Religion, wie primitiv sie auch sein mag, erfordert das Schreiben zu religiösen Zwecken“ (1)? Die meisten primitiven Religionen kommen auch jetzt ohne Schrift ausgezeichnet aus! Der Verf. glaubt ebenso ohne jeden Grund, daß die Handelsbeziehungen der Slawen mit Byzanz und anderen Völkern unbedingt eine Schrift erforderten (2—3), ja daß die Tatsache der „Kulturbeziehungen“ der slawischen Völker mit den benachbarten höher stehenden Völkern zu der Übernahme oder Erfindung einer Schrift führen mußten (4—6). Die Volkskunde belehrt uns jedoch, wie weit die schriftlosen Völker im Handel kommen können; außerdem durfte sich eine, wenn auch enge, „altrussische“ und überhaupt slawische Kaufmannsschicht des Griechischen in ihren Handelsbeziehungen bedienen. Die einfache Nachbarschaft mit einem schriftkundigen Volk genügt zweifelsohne für die Übernahme oder Erfindung der Schrift nicht. Selbst die Mission unter den Slawen (7—8) erforderte keinesfalls die Erfindung einer neuen Schrift oder die Verwendung der griechischen Schrift für die slawische Sprache —, es genügt, an die römische Mission unter den Slawen zu denken, die doch keine slawische Schriftsprache gebraucht hat, um die geringe Beweiskraft solcher Argumente zu ermessen. Das Zeugnis einer Predigt des HL. CHRYSOSTOMUS (aus dem Jahre 399!), wo von den „Skythen“ die Rede ist, kann noch viel weniger auf die Slawen bezogen werden, als die Zeugnisse von den christlichen Chozaren, unter welchen der Verf. die „slawischen Untertanen der Chozaren“ verstehen will. Beweiskräftiger scheint nun zunächst die Tatsache zu sein, daß das Altkirchen-slawische (das uns aber doch erst seit dem Ende des 10. Jh.s bekannt ist) von vornherein eine hohe Entwicklungsstufe zeigt, daß sich die Literaturentwicklung in Bulgarien (gleichfalls im 10. Jh.) und in Kyjiv (erst im 11. Jh.) gleich zu den Werken

von großer Vollkommenheit aufschwingen konnte (9—10). Aber auch diese Tatsache, wie „seltsam“ wir sie auch finden mögen, ist keinesfalls genügend, um die Existenz der älteren Literaturschicht annehmen zu dürfen! Man darf weder die Entwicklungsmöglichkeiten einer schriftlosen Sprache, noch die Bedeutung der event. Tradition der Volksdichtung, noch die Einflüsse des Griechischen unterschätzen. Und das Altkirchenslawische ist doch nicht gleich eine fertige Literatursprache geworden: die uns zugänglichen altkirchenslawischen Denkmäler haben genug Spuren des Ringens mit der Sprache, man braucht sich nur an die lexikalischen Varianten dieser Denkmäler zu erinnern! Die schönsten Stellen in der Nestor-Chronik sind doch zum großen Teil solche, die auf den Sagen beruhen; daß die Kyjiver Literatur des 11. Jh.s bei der Literatur der West- und Südslawen lernen konnte, steht außer Zweifel. Das einzige Argument, das eine volle Beweiskraft hat, scheint nur die Tatsache zu sein, daß die zyrillische Schrift eher der griechischen Unzialschrift des 7. als der des 11. Jh.s verwandt ist (11) —, hierauf sollte der Forscher seine Aufmerksamkeit richten.

Wenn der Verf. weitere unmittelbare Zeugnisse für das Vorhandensein der slawischen Schrift vor ZYRILL zusammenstellt, so sind hier wiederum nur wenige Zeugnisse beweiskräftig. Rätselhaft sind allerdings die bekannten Worte des Mönchs Chrabr (1), der Verf. hat aber nicht vermocht ihnen mehr abzugewinnen, als es vorher geschehen ist: das heißt, nichts Sicheres; das Schreiben vor Zyrill mit griechischen oder lateinischen Buchstaben „ohne Norm“, „ohne Einrichtung“ braucht sich auf nichts anderes zu beziehen, als auf Wiedergabe der slawischen Namen und Einzelwörter mit den fremden Buchstaben —, von solcher Wiedergabe haben wir aus den byzantinischen Quellen genug Zeugnisse und Beispiele. Die Zeugnisse über Ruś aus dem 10. und 14. Jh. (2—4) können nicht mehr beweisen, als die Bekanntschaft mit der kirchenslawischen Schrift vor der Christianisierung (aber nach Zyrills Zeit!), was kaum von jemandem angezweifelt wird. Abgesehen von der Benutzung der Sagen als Argument (5), die der Verf. noch durch eigene Mythenbildung bereichert, abgesehen von der wiederum durch nichts begründeten Behauptung, die römische Mission müßte(!) slawisch schreiben (sie hat auch wirklich geschrieben — etwa die slawischen Orts- und Personennamen mit den lateinischen Buchstaben wiedergegeben, woran niemand zweifelt! Beispiele solchen Schreibens „ohne Norm“ besitzen wir doch für das Tschechische und für das Polnische, erinnern wir uns an die Bulle des Papstes INNOZENZ II. aus dem Jahre 1136, die nicht weniger als 400 polnische Namen in lateinischer Schreibung gibt), treffen wir hier zahlreiche Zeugnisse der Ausländer, von den sehr unzuverlässigen Arabern bis zu THIETMAR VON MERSEBURG (VI, 23) und SAXO GRAMMATICUS (XIV, 158) (9—13), aber diese Zeugnisse, abgesehen von ihrem zum Teil zweifelhaften Charakter (warum dürfen wir bei Thietmar nicht an die germanischen Runen denken?), brauchen, wenn man in der Gedankenrichtung des Verf. selbst bleibt, auf nichts weiteres hinzuweisen, als auf das Vorhandensein der slawischen Besitzzeichen. Auch die Mitteilung des KONSTANTIN PORPHYROGENETOS, der im 10. Jh. von den Unterschriften der Kroaten aus dem 7. Jh. (640) berichtet (6), und die rätselhafte Nachricht des HRABANUS MAURUS (worüber J. VAJS in der Miletić-Festschrift 1933 zu vergleichen ist) kann man nur als zweifelhaft bezeichnen; sie bedürfen jedenfalls weiterer Klärung, die im Buche nicht gegeben ist!

Das einzige direkte Zeugnis für das Vorhandensein der slawischen Schrift und vor allem der slawischen Literatur vor Zyrill bleibt nach wie vor das Zeugnis der pannonischen Zyrill-Konstantin-Legende, Kap. VIII, wo davon berichtet wird, daß Zyrill in Chersones das Evangelium und den Psalter „mit der russischen Schrift geschrieben“ erhalten hat. Dieser Frage widmet der Verf. ein besonderes Kapitel (54—68),

dieses Thema hat der Verf. schon in der BAHALIJ-Festschrift 1927 besprochen. (Vgl. auch Ohienkos Buch „Kirill i Mefodij“, Bd. I, 94—122.) Dieses Zeugnis, wie schwerwiegend es auch ist, hat man vielfach versucht aus der Welt zu schaffen, bald dadurch, daß man die Stelle für eine Interpolation erklärte — aber alle 23 bekannten Handschriften der Legende enthalten diese Stelle —, bald durch die Interpretation des Wortes „russisch“ als „gotisch“ (an sich wäre es aber nur möglich, daß für „russisch“ „warägisch“ zu verstehen ist, obwohl das Vorhandensein einer warägischen Übersetzung genau so ein Wunder wäre wie das Vorhandensein einer slawischen). Man wollte endlich das Wort „russisch“ für einen Schreibfehler des Abschreibers bezeichnen, aber alle solche Versuche erweisen sich als mindestens sehr kühn. Man bleibt also vor einem Rätsel, das dadurch noch vergrößert wird, als dieselbe Legende doch daneben von der erstmaligen Erfindung der slawischen Schrift durch Zyrill berichtet. Das, was hier der Verf. bietet, ist eine zum Teil sehr überzeugende Kritik aller anderen Interpretationen. Eine positive Entscheidung scheint aber auch nach dieser Kritik genau so wenig möglich zu sein, wie nach dem scharfsinnigen Aufsatz N. NIKOLSKIJS aus dem Jahre 1928, der ebenfalls für die Richtigkeit der Lesart „russisch“ eingetreten ist und die Stelle also als Zeugnis für die slawische Schrift vor Zyrill-Konstantin auffassen wollte. Diese einzige Stelle ist nun der einzige Beweis für die Existenz der slawischen Schrift vor Zyrill-Konstantin. Alle anderen Argumente sind, wie wir gesehen haben, von zweifelhaftem Wert.

Der Verf. bringt in Verbindung mit seiner These noch einen weiteren Gedanken: er will nämlich neben den anderen Theorien von der „Urheimat“ des Kirchenslawischen noch die „russische Theorie“ stellen (S. 281—287). Er verspricht allerdings, sie anderswo weiter zu begründen (287). Es ist aber eigentlich nur schade, daß er für diese Theorie den Vorgänger im KONSTANTINS GRAMMATICUS finden will, dessen abstruses Werk über das slawische Alphabet (15. Jh.) er ohne Erfolg in Schutz nehmen muß. Die Behauptung von dem ostslawischen Ursprung der altkirchenslawischen Sprachnormen steht aber in einem völligen Widerspruch mit allen Mitteilungen der ältesten Quellen. Die kurze, wenn auch mannigfaltige Liste der ukrainischen Parallelen zu der altkirchenslawischen Lexik, Phonetik und Morphologie gibt keine Möglichkeit, über die „russische Theorie“ des Verf. zu urteilen: die Liste hat jedenfalls verschiedene angreifbare Punkte; seine ukrainischen Parallelen zu der altkirchenslawischen Lexik und Morphologie nimmt der Verf. zum Teil von der ostslawischen Sprachgrenze, zu einem guten Teil seiner Beispiele kann man gleiche Formen aus anderen slawischen Sprachen (vor allem, was hier von besonderer Bedeutung ist, aus dem Slowakischen und Tschechischen) bringen, viele Erscheinungen (Dual) sind in anderen slawischen Sprachen viel besser erhalten (Dual im Slowenischen und Wendischen) als im Ukrainischen. Man muß jedoch die Veröffentlichung der vom Verf. in Aussicht gestellten Arbeit abwarten, um zu sehen, wie er die großen Schwierigkeiten überwinden wird, die seiner Theorie die grundsätzlichen phonetischen und morphologischen Unterschiede des Altkirchenslawischen und des Ostslawischen in den Weg stellen. Und selbst wenn Zyrill wirklich sein Alphabet als eine Nachahmung des „altrussischen Alphabets“ geschaffen hat, ist es eine weitere und sehr kühne Behauptung, daß er die altrussischen Übersetzungen des Evangeliums und des Psalters, die er in Chersones gesehen haben soll, als Grundlage für seine Übersetzung benutzt hat.

Wie wertvoll das Buch Ohienkos auch im ganzen ist, so ist doch seine in den hier besprochenen Kapiteln entwickelte Theorie keine Theorie, sondern nur eine sehr kühne Hypothese, die auf einer Reihe weiterer Hypothesen aufgebaut ist. Solange keine grundsätzlich neuen Argumente oder neuen Entdeckungen vorliegen, darf man die

Hypothese vom „russischen“ Ursprung der slawischen Schrift und Literatursprache genau so wenig eine „Theorie“ nennen, als etwa Zeitungsanzeigen, die damit enden, daß „spätere Heirat nicht ausgeschlossen“ sei, als Heiratsanzeigen bezeichnen. Daß spätere Entdeckungen „nicht ausgeschlossen“ sind, daran hat niemand gezweifelt. Ohienko hat trotz dem Fleiß und dem Scharfsinn, mit denen er die Argumente für seine Hypothese zusammengetragen und dargelegt hat, diese Hypothese nicht mal wahrscheinlicher machen können, als sie bis jetzt war.

Im Buche ist noch vieles beachtenswert. Ich möchte hier nur auf die eingehende Kritik der Ableitung der glagolitischen Schrift von der griechischen Minuskelschrift hinweisen. Die wichtigen Arbeiten der letzten Jahre sind fast immer besonders ausführlich besprochen. Die Literaturhinweise sind — abgesehen vom letzten Kapitel — sehr eingehend. Die gute Ausstattung des Buches habe ich schon oben erwähnt.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

Peter von Goetze und Weimar.

GOETHES Übertragung des südslawischen Volksliedes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ wirkte fördernd auf Sammlung und Übersetzung von Volksliedern in Europa. Erst als der Slowene BARTHOLOMÄUS KOPITAR dem Serben VUK KARADŽIĆ „den Band von Herder zeigte, worin das von Göthe so meisterhaft übersetzte Morlakische Lied sich befand, setzte sich Vuk hin, und schrieb 108 Lieder aus seinem und seiner (bildschönen, 16jährigen, seit zwei Jahren verheurateten) Schwester Gedächtniß nieder“. So kam 1814 die erste richtige Sammlung südslawischer Volkslieder zustande. 1815 erschien Vuks zweiter Band der Lieder. Im selben Jahre übersetzte Kopitar Vuks erste Liedersammlung ins Deutsche und ließ sie mit einem anonymen Brief an Goethe gelangen. Kopitar hat schon 1814 „100“ griechische Volkslieder ins Deutsche übertragen und sie dem „Hofr. Haxthausen zur Herausgabe“ abgegeben. Der bekannte slowakische Gelehrte Paul J. ŠAFAŘÍK übersetzte metrisch 1818 mehrere slowakische, mährische und südslawische Lieder und schickte sie mit folgenden Worten an Goethe: „Der Erhabene, der es einst für werth hielt, das Lied von Asan Aga's Frau in seinen Kranz aufzunehmen, wird gewiß auch diese schwachen Kinder, die aus dem fernen Slavenlande kommend, schüchtern um seine Huld flehen, eines wohlwollenden Blickes würdigen.“ Zu derselben Zeit kam der Tscheche W. HANKA auf den Gedanken, durch eine Fälschung tschechischer Volkslieder seiner Nation einen schönen Platz in der Weltliteratur zu verschaffen. Hanka war sich dessen bewußt, daß Goethes Beifall „gnügt und bürgt“ und schickte an Goethe ein Exemplar seiner Fälschung „Die Königinhofer Handschrift“ mit den Worten: „Ich kann gar nicht zweifeln, daß beiliegende Nationalgesänge Hochderose[1]ben nicht interessieren sollten. Ich erkühne mich daher zu bitten dies Exemplar als Zeichen der Hochachtung anzunehmen und den Nachhall unsrer Urväter auch bei Ihrer Nation anempfohlen seyn lassen.“ 1823 und 1824 gab Vuk Karadžić in Leipzig drei Bände südslawischer Volkslieder heraus. Goethe griff richtig zu dieser Zeit zu dem südslawischen Volkslied. Der Höhepunkt seines Interesses für dieses Volkslied fällt in das Jahr 1824. Als viele Dichter sahen, daß Goethes Name der Volksdichtung einen schönen Platz in der Weltliteratur verschafft, begannen sie auch das Volkslied zu pflegen und zu fördern. Man muß hier besonders die Übersetzungstätigkeit der Volkslieder in ganz Europa hervorheben, die nur durch Goethe zustande gekommen ist. 1824 und 1825 erschienen die „Chants populaires de la Grèce moderne . . .“ von FAU-